Nr. 432. 36. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 26. August 1907

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Beamtenfrage.

Preußen-Deutschland ist der Beamtenstaat, wie er im Buche steht. Menschenalter hindurch war die Beamtenschaft sogar ein Staat im Staate, eine Kaste, in die einzudringen das höchste Streben der minder geachteten sozialen Schichten war. Und noch heute genießt das Beamtentum eine Reihe nicht nur gesellschaftlicher, sondern auch materieller Privilegien. Alte Soldaten erhalten zur Belohnung für treue Dienste den Posten eines Staatsdieners und damit eine Versorgung für sich und ihre Familien auf Lebenszeit, ja über das Grab hinaus. Und so gewaltig ist schon rein zahlenmäßig die Bedeutung des Beamtenapparates für den Staatsorganismus, daß die Frage der wirtschaftlichen Besserstellung der Beamten sogleich — wenigstens nach der Versicherung des Finanzministers — zu einer Frage der Steuererhöhung, das heißt einer vermutlich empfindlichen Mehrbelastung gerade der schwächeren Schultern wird.

Als Entgelt für ihre Sonderstellung hat man bis auf den heutigen Tag zumal von dem preußischen Beamten eine konservative Weltanschauung verlangt, jenen Konservatismus, den der alte Gladstone einmal „Mißtrauen zum Volke, gemäßigt durch Furcht" genannt hat. Man erwartet — und nicht einmal immer stillschweigend, — daß bei den Wahlen der Beamte seine Dankbarkeit durch tatkräftige Unterstützung des „staatserhaltenden", will heißen des konservativen Programms bekunde, und diese Erwartung ist vor nicht allzulanger Zeit noch, zum Beispiel bei den Werkstättenarbeitern der Eisenbahnverwaltung, sogar in amtlichen Erlassen zum Ausdruck gekommen. Freilich überlebt diese Art von „Wahl"-Verwandtschaft zwischen dem Junker und dem Beamten den Wahltag niemals lange. Und auch bei den konservativen „Spitzen" der Beamtenhierarchie pflegt alsbald wieder an die Stelle des unbedingten „Wohlwollens" die „altpreußische Disziplin" zu treten.

Wie weit der Begriff dieser Disziplin ausgedehnt wird, ist sattsam bekannt. Man erinnert sich des Ministerialerlasses, der es den Beamten untersagte, sich mit materiellen oder sonstigen Wünschen direkt an Mitglieder des Parlaments oder gar an die ††† Presse zu wenden. Man weiß, daß den Volksschullehrern von oben herunter verboten wurde, auf private Umfragen über ihre Einkommens- und sonstige Verhältnisse Auskunft zu geben, während der Minister selbst eine Enquete über die Nebeneinnahmen der Lehrer aus Privatunterricht und sonstiger außeramtlicher Tätigkeit veranstaltete. Man erinnert sich der Drohungen, die sich die Förster gefallen lassen mußten, weil ihr Verbandsorgan gewisse Forderungen mit einer gewissen Energie vertreten hatte. Drohungen, die schließlich sogar in der Forderung des Austritts aus dem Verband gipfelten. Ganz ähnlich, wie man lange vorher schon den Postassistentenverband und ähnliche Organisationen regelrecht boykottiert hatte. Und man erinnert sich der noch immer nicht zurückgenommenen Maßregelung eines Wiesbadener Arztes, die auf eine beispiellose politische Bevormundung hinauslief. So hart aber der Zügel, so kärglich die Bezahlung! Jüngst hat es die konservative Staatsregierung sogar fertig gebracht, den Unterbeamten die ihnen zugebilligten Teuerungszulagen zu einem großen Teil wieder zu entziehen, indem man von der fürstlichen Summe von 100 Mark, die im Laufe des Jahres bei Unglücksfällen und Krankheiten gewährte Unterstützungen wieder in Abzug brachte.

Die Entwickelung der Dinge und diese merkwürdige „Beamtenfreundlichkeit" der Staatsverwaltung haben nun endlich auch in der Beamtenschaft eine kräftige wirtschaftliche und Hand in Hand damit eine von Tag zu Tag wachsende politische Bewegung hervorgerufen. Seine sozialen Vorrechte von einst hat der Beamte ja zum großen Teil behalten, wirtschaftlich aber ist er bei der allgemeinen Umwälzung des Erwerbslebens ganz auffällig zurückgeblieben. Die Sicherheit seiner Stellung muß er mit einer oft unwürdigen Knappheit seiner Entlohnung bezahlen, und so zeigt sich immer deutlicher die Erscheinung, daß auch der Beamte wenigstens der mittlere und Unterbeamte, genau in dasselbe Verhältnis zum Staat gedrängt worden ist, wie der Lohnarbeiter zum Unternehmer — daß er genau wie der Arbeiter und wie der sogenannte „Privatbeamte" sich im Zustand des Kampfes um wirtschaftliche Besserstellung befindet.

Während aber die Forderung der länger organisierten und auch politisch freieren Privatbeamten sich die Welt und die Parlamente bereits erobert hat, drängt diese Beamtenfrage erst jetzt in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Es sind Forderungen, denen im Grunde keine der Parteien die Berechtigung wird absprechen können. Es handelt sich um die Lösung des Problems, wie man hier wie bei den Privatbeamten die relativ stabile oder doch nur langsam steigende Besoldung mit den schneller und stärker schwankenden Lebensverhältnissen in Einklang bringen kann, es handelt sich um die Ablösung veralteter und ungerechter Steuerprivilegien, um die zeitgemäße Erhöhung oder gänzliche Abschaffung des Wohnungsgeldzuschusses, um die Beseitigung der Privilegien der Juristen gegenüber den Technikern usw.

Mehr und mehr wird endlich auch die Beamtenschaft von dem vielleicht noch dunklen Empfinden durchdrungen, daß die einzigen und die wirklichen Beamtenfreunde nicht auf der Rechten, sondern auf der Linken sitzen, daß auch ihnen nur die ganz unkonservative „Schärfung des sozialen Gewissens" helfen kann, die natürlich bei den liberalen Gemeindeverwaltungen und ihrer oft sehr rückschrittlichen Stellung zur Beamtenfrage nicht Halt machen darf. Auf seinem letzten Delegiertentag hat der Wahlverein der Liberalen als erste politische Organisation die Einsetzung eines Beamtenausschusses beschlossen, der als vermittelndes Organ zwischen der Beamtenbewegung, der Partei und den Parlamenten dienen, und der vor allem Material zur Aufstellung eines liberalen Beamtenprogrammes sammeln soll. Ein solches Programm und seine baldige Verwirklichung sind in der Tat eine der dringlichsten Forderungen unserer Zeit und einer wirklich liberalen Politik.

---

* Die Periode der Morde und der Grausamkeiten, die über Rußland hereingebrochen ist, hat, wie uns ein Petersburger Privat-Telegramm meldet, **Tolstoi** den Anlaß zu einer Schrift geboten, die den Titel führt: „Du sollst nicht töten". Diese Arbeit wird allen großen Zeitungen der Welt gleichzeitig zugehen. Tolstoi ist zurzeit mit der Uebersetzung des Essays in fremde Sprachen beschäftigt.

---

* In **Mexiko** hat, wie uns ein Privat-Kabeltelegramm meldet, die Polizei vier Individuen verhaftet, welche die Rädelsführer bei einer **Verschwörung** gegen das Leben des Präsidenten Porfirio Diaz seien. Die Behörden sind mit weiteren Nachforschungen beschäftigt, da vorgefundene Anzeichen es wahrscheinlich machen, daß eine große Anzahl Personen in das Komplott verwickelt ist. Man hält es für wahrscheinlich, daß der Plan zur Ermordung des Präsidenten in den Vereinigten Staaten ausgeheckt worden ist.

Bryan gegen Roosevelt.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 26. August.

Der künftige demokratische Präsidentschaftskandidat William J. Bryan hat in Lincoln (Nebraska) eine Rede gehalten, in der er sich über die gegenwärtige Kampagne der Regierung wider die mächtigen Trustorganisationen in eigentümlicher Weise aussließ. Der Feldzug des Präsidenten Roosevelt gegen die großen Korporationen, sagte er, ist kein ehrliches Spiel, sondern ein Betrug. Er dient dem einzigen Zwecke, auf dem Wege der Bundesgesetzgebung die Monopolgesellschaften vor den scharfen Beschränkungen, die ihnen von den gesetzgebenden Körperschaften der Einzelstaaten drohen, zu bewahren. Die von Roosevelt aufgestellte Forderung, daß das Trustwesen durch Werke der nationalen Gesetzgebung von Auswüchsen gereinigt und neu geordnet werden müsse, ist nur ein Vorwand, hinter dem sich die eigentliche Absicht verbirgt, die Anwendung der wirksamsten Waffen gegen die Trusts zu verhindern.

Die Kaisermanöver.

Hannover und Münster rüsten sich zu der großen Heerschau, die in Deutschland traditionell ein nationaler Festtag ist, und deren moralischen Wert niemand verkennen wird. Solange durch die Vorbereitungen für diese militärischen Prunkstücke der eigentlich kriegerischen Ausbildung der Truppen kein Abbruch geschieht, und solange durch ihre Anlage selbst der Gang der Manöver nicht in unkriegsmäßiger Weise beeinflußt wird, bin ich der letzte, der sie angreifen möchte. Von einem stehenden Heere sind Paraden unzertrennlich, die Bevölkerung selbst würde sie in ihrer großen Mehrheit schmerzlich vermissen; es schlingen sich auf dem Paradefelde leise Fäden der Sympathie und des nationalen Stolzes zwischen Heer und Volk.

Sobald aber die großen Truppenübungen durch diese Paraden geschädigt werden, wie das bis zum vorigen Jahre geschah, dann allerdings sind sie vom Uebel und müssen der Sache wegen in der schärfsten Weise bekämpft werden.

Die Militärbehörde scheint das auch ihrerseits eingesehen zu haben, und in aller Bescheidenheit messe ich mir und meinen Kritiken ein kleines Verdienst daran bei. Im vorigen Jahre zum ersten Male fiel die Parade für das eine der beteiligten Korps völlig aus. Das genügte noch nicht, um den kriegsgemäßen Verlauf der Manöver zu gewährleisten; um so weniger, als auch sonst noch allerlei Wunderlichkeiten sich bemerkbar machten, die der freien Führertätigkeit wenig Spielraum ließen.

In diesem Jahre ist man erfreulicherweise einen Schritt weiter gegangen. Man hat die Paraden beider beteiligten Armeekorps aus dem unmittelbaren Zusammenhang mit den Herbstübungen herausgehoben; sie finden Ende dieses Monats statt, während die Manöver Korps gegen Korps sich erst am 9., 10., 11. September abspielen werden. So ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, daß die ersten Entschlüsse beider Führer von der Ungewißheit, die im Kriege über Aufstellung und Anmarsch des Gegners herrscht, einigermaßen beeinflußt werden. So aber wird vor allen Dingen erst Raum für eine wirklich nutzbringende Aufklärungstätigkeit der beiderseitigen Reitereien geschaffen. In dieser Hinsicht

---

Zipke, der Erleber.

Von

Paul Block.

(Nachdruck verboten.)

Paris, im August.

Es gibt Leute, die nicht das geringste erleben und doch täglich von einem Erlebnis zu erzählen haben. Wenn sie ihren Regenschirm im Café stehen ließen, machen sie aus dieser beklagenswerten Tatsache einen Kriminalroman, und sehen sie zufällig etwas im Wasser schwimmen, dann muß es gleich ein ertrinktes Kind oder ein abgehäckter Kopf sein. Es wäre unrecht, diese Phantasten wegen ihrer Uebertreibung zu schelten oder gar sie für Narren zu erklären. Die brutale Nüchternheit, die im Leben nichts anderes sieht als ein Rechenexempel, ist eine viel größere Uebertreibung, und daß es nicht närrisch sein kann, die Dinge anders zu gestalten, als sie sich dem blöden Auge zeigen, beweist uns die Elite jener Uebertreiber der Wirklichkeit: die Poeten. Ja, es ist wohl ein wenig verborgene Poesie, was in den Herzen jener Erleber wohnt, über die wir zuweilen lachen, die wir aber doch gern haben, weil sie meistens so gute Kerle sind. Verhinderte Dichter würde sie Meister Wilhelm von Nechtshausen nennen, und wenn er meinen Freund Zipke kennen würde, ließe er sich vielleicht herbei, einige seiner Erlebnisse mit Wort und Zeichenstift festzuhalten.

Zipke ist fünfzig Jahre alt und zum ersten Male in seinem Leben in Paris. Er kommt direkt aus — na, sagen wir, um keine nationalen Gefühle zu verletzen, aus einer kleinen Stadt. Seit acht Tagen ist er hier und hat schon so viel zu erzählen, daß die Pariser Mysterien des mit Gottes Beistand schon lange verstorbenen Eugène Sue gegen Zipkes Erlebnisse nach Umfang und Inhalt lächerlich erscheinen. Als er bei mir eintrat, zeigte er sofort sein gutes Herz, indem er sich freundlich erbot, mir Nachrichten und Feuilletonstoffe zu liefern.

„Wissen Sie, Mensch," sagte er (nebenbei bemerkt: die ehrenvolle Anrede „Mensch" liebt er ganz besonders!), „Sie brauchen bloß am Schreibtisch zu sitzen und zu warten. Paris kenn' ich wie meine Tasche, denn seit zwanzig Jahren hab' ich den Stadtplan studiert, und wenn ich etwas sehe, denk' ich mir was dabei. Und merkwürdig, ich seh' immer etwas. Verlassen Sie sich ganz auf mich!"

Damit war er aus der Tür, und seit dieser Stunde hat er Wort gehalten. Es war noch nicht Abend geworden, da stürzte er schon atemlos ins Zimmer.

„Raus, Mensch! Sofort! Revolution in den Tuilerien!"

„Die stehen ja gar nicht mehr," erlaubte ich mir einzuwenden.

„Na ja, der Garten natürlich! Denken Sie, ich gehe da so in der Dämmerstunde durch die Bäume und seh' mir die Mädchen und die Kinderchen an, da hör' ich schon von weitem etwas schreien. Immer näher kommt's, und als ich mich umseh', stürzen ein paar Kerle vorbei, ganz blaß, mit verwilderten Augen und schreien und brüllen „liberté!" „liberté!" und draußen auf der Straße geht's auch los: „liberté!" „liberté!" — und ich natürlich in eine Droschke und zu Ihnen hin, was das Zeug halten will!"

Er wollte es gar nicht glauben, daß es sich in diesem Falle um keine Demonstration für die Freiheit handele, sondern um ein Abendblatt, das immer viel Lärm macht, wenn es einmal eine zweite Auflage mit neuen Depeschen erscheinen läßt. Erst als er später auf den Boulevards von den Camelots das jüngste Sportblatt mit der gleichen Begeisterung ausbrüllen hörte, wie die frischgedruckte „Freiheit", legte sich seine Aufregung, und er versprach ein anderes Mal besser aufzupassen.

Pfiffig lächelnd erschien er denn auch am nächsten Tage, setzte sich schweigsam auf einen Stuhl und sah mich triumphierend an. Auch ich schwieg eine Zeitlang, aber lange konnte ich's nicht aushalten.

„Na, Zipke?" sagte ich ermunternd.

Sein Gesicht wurde so diplomatisch, als wenn Clemenceau mit Bülow in seinem Gehirn zusammengeführt würde.

„Wissen Sie, wo das Elysee liegt, Mensch?"

„Nun, ich sollte doch meinen."

„Da sind sie eben hingefahren!"

„Wer denn?"

„Die Marokkaner."

„Welche Marokkaner, Zipke?"

„Na, wahrscheinlich doch die marokkanische Gesandtschaft?"

„Welche Gesandtschaft?"

„Die um Frieden bitten will, Mensch. Und Sie wollen Journalist sein —?"

„Na erlauben Sie —"

„Ach was! Wenn Sie drei Landauer mit Marokkanern in weißen Mänteln sehen, die meisten jüngere Leute, einer aber ganz alt, und Diener auf dem Bock und ein Mensch in Uniform dabei, und die fahren ganz langsam die Straßen hinunter bis zum Elysee — was kann das anders bedeuten, als daß der Sultan einen seiner vielen Onkel herschickt, um gut Wetter zu erbitten? Das ist doch klar wie Klopfbrühe!"

Es tat mir leid, ihm eine Illusion zu rauben, aber ich hatte diese imitierten Marokkaner auch schon gesehen, die Reklamefahrer für das Schaustück eines findigen Unternehmers. Ich wollte es ihm schonend beibringen.

„Sind sie denn auch in den Hof des Elysee hineingefahren, Zipke?"

Er wurde etwas kleinlaut.

„Nein," sagte er, „sie fuhren um die Ecke. Ich dachte, sie wollten den hinteren Eingang nehmen."

„Aber der Präsident ist doch gar nicht in Paris, alter Freund."

Seine Miene erheiterte sich wieder.

„Daran hab' ich schon gedacht. Aber hätte er zu solch' einer wichtigen Sache nicht zurückkommen müssen? Das wäre doch nichts als seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen. Na, aber wenn Sie meinen, lassen wir's!"

Nach diesen Erfahrungen in der Politik widmete sich Zipke mehr den Beobachtungen sozialer Natur. An einem Morgen teilte er mir mit allen Zeichen tiefer Entrüstung mit, daß er jetzt erst das Laster in Paris kennen gelernt habe. Er hätte in einer Seitenstraße der großen Boulevards bei hellster Beleuchtung (— „helle Beleuchtung? Uebertreiben Sie nicht, Zipke!" —) kindliche Geschöpfe weiblichen Geschlechts mit kurzen Kleidchen, nackten Beinchen und langen Locken gesehen, die offenbar einem trüben Gewerbe nachgingen. Pfui Teibel!

Nun, Gott sei Dank, in dieser Hinsicht konnte ich ihn beruhigen. Ich bat ihn, nicht gleich zu „Pfui-Teibeln" und verriet ihm, daß diese verführerischen Geschöpfchen mit den nackten Beinchen meistens erfahrene Damen zwischen dreißig und fünfzig seien, kindlich gekleidet und mit Lockenperücken ausgestattet, ein widerlicher Appell an den schlechten Geschmack vertrotteter Greise, aber kein zwingender Beweis für die Pariser Verderbnis.